

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

128 (3.6.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Das Abenteuer im Westerwald

Von Wilhelm Hendrich

Dies ist der wahrhaftige Bericht eines merkwürdigen Abenteurers, das die berühmte Tänzerin Vestriz im Herbst des Jahres 1807 im deutschen Westerwalde zu bestehen hatte. Und zwar begegnete ihr dieser peinliche Zwischenfall auf einer eiligen Reise von Kassel nach Mainz, wo sie auf Befehl des Kaisers Napoleon in einer Galanvorstellung zu Ehren der dort verammelten Rheinbundfürsten mitwirken sollte.

Die Ordre des Kaisers war verspätet in Kassel eingetroffen, so daß die Tänzerin Vestriz über Kassel aufbrechen mußte. Der mit Koffern hochbeladene Reisewagen wurde von zwei bewaffneten Gendarmen geleitet, die Königin Teromes freundliche Fürsorge der Künstlerin zu ihrem verminderten Schutze beizugeben hatte, denn in jener verworrenen Zeit waren die Landstraßen äußerst unsicher. Da die Künstlerin außer ihrer wertvollen Garderobe auch kostbare Schmuckstücke und eine beträchtliche Summe Geldes bei sich führte, waren es nicht die annehmlichen Gefühle, die sie während dieser Reise bedrängten. Besonders als sie erfuhr, daß man die einsamste und gefährlichste Straße des Weges, den Westerwald, gerade zur Nachtzeit passieren mußte. Aber was half es! Der Befehl des Kaisers war unabweisbar, und die Furcht vor der kaiserlichen Unerbittlichkeit überwand immerhin die Angst vor einem räuberischen Überfall. So befahl sie denn, wenn auch mit Zittern und Zagen, die Nachtsahrt durch den verurteilten Wald.

Die Postkutsche kutschte über den erbärmlichen Zustand des Weges. Die beiden Gendarmen ritten schweigend voraus. Es wurde Mitternacht, und alles schien auf zu geben. Da — plötzlich — dröhnten in der Nähe einige Hinterschüsse auf die die Stille der Waldnacht brutal zerrissen. Die Postkutsche hielt mit einem Ruck an.

„Der Schinderhannes!“ schrien die Postkutsche wie besessen. „Wir sind futsch! Reite sich wer kann!“ Bergeilich suchten die Gendarmen die Postkutsche zu halten. Da ging auch schon im Walde ein Höllelärm los. „Hussa! Hussa! Drauf drauf!“ brüllte es in allen Tonarten. Fackeln flammten auf, und vermeinte Gestalten brachen Messer und Säbelen schwingend aus dem Dickicht hervor.

„Nieder mit den Tannenknoschen!“ dröhnte eine gewaltige Stimme. „Kreuzbismidomine, nieder mit dem weißen Gefinde! Es lebe das freie Volk der deutschen Wälder!“

Im Handumdrehen waren die Gendarmen entwaffnet. Die scheuen und schlagenden Postpferde wurden von kräftigen Händen gebändigt.

Die Vestriz dachte nicht anders, als daß ihr letztes Stündlein geschlagen hätte. Die Bagatür wurde aufgearbeitet, und vor ihren Augen erschien, von einer Laterne abenteuerlich beleuchtet, ein wildes, schwarzbärtiges Männergesicht, vor dem sie sich angstvoll in die Ecke drückte.

„Sind Sie Madame Vestriz, die Primaballerina des Kaisers der Franzosen?“ fragte eine dumpfrollende Stimme barschen Tones.

„Jawohl, mein Herr,“ hauchte die Tänzerin ängstlich. „Womit kann ich dienen?“

„Sie sind meine Gefangene,“ grölzte der Schwarzbart unerschrocken. „Verhalten Sie sich ruhig, dann wird Ihnen nichts geschehen. Alles mehrere morgen früh.“

„Kraus, was die Tür wieder zu.“ Ein Kommando ertönte, und frohend und schüttelnd schickte sich die Kutsche in Bewegung. Die entwaffneten Gendarmen trotzelten zu Fuß hinterher. Und Mme. Vestriz mußte im Augenblick nichts Besseres anfangen, als in Ohnmacht zu fallen.

Die Nacht war verangene, der Morgen heraufgedämmert, ein endloser Vormittag langsam dahingeflogen.

In der niedrigen Bauernstube, die ihr als Gefängnis diente, schritt die Vestriz in äußerster Erbitterung auf und nieder. Ihre Stimmung pendelte zwischen Niedergeschlagenheit und Empörung. Und es war weniger die Sorge um ihre Person, die sie bewegte, als der Gedanke an ihre verlorenen Prestigios und Effekten, der sie außer sich brachte. Mindestens drei Jahre, so berechnete sie, würde sie gebrauchen, um den Verlust wieder einzubringen!

Als daher endlich der schwarzbärtige Bandit, den sie seit dem Überfall nicht mehr gesehen hatte, in das Zimmer trat, empfing sie ihn nicht gerade liebenswürdig.

„Bekümmern Sie sich endlich um mich, mein Herr!“ rief sie ihm schneidend entgegen. „Den ganzen Tag habe ich auf Sie gewartet!

Was soll dieses ganze Theater überhaupt bedeuten?“

„Meine Gefühle liegen mir noch keine Zeit, mich noch Ihrem Befinden zu erkundigen, Madame,“ erwiderte der Bandit mit einer spöttischen Verneigung. „Ich bitte natürlich um Verzeihung. Und nun wollen wir uns über Ihre Angelegenheiten unterhalten.“

Er zog einen Schemel heran, ließ sich darauf nieder und betrachtete die aufgeregte Tänzerin mit neugierigem Interesse.

„Sie sollten heute abend in Mainz vor dem kaiserlichen Hofe auftreten, nicht wahr?“ fragte er zornig lächelnd. „Nun wohl, Madame, ich habe etwas anderes mit Ihnen vor.“

Der Vestriz rann bei dieser Erwähnung ein Schauer über den Rücken, doch hielt sie an sich und wartete auf weitere Eröffnungen.

„Die Sache ist nämlich die,“ fuhr der Schwarzbart behaglich fort. „Mir — meine Leute und ich — sind trotz meines rauhen Handwerks große Kunstliebhaber, aber wir haben leider nur selten Gelegenheit, die Theater und Ballets in den Städten zu besuchen. Als ich daher gestern vernahm, daß die berühmte Primaballerina der Pariser Großen Oper das Revier passieren würde, beschloß ich den günstigen Anfall zu nutzen und Sie um ein kleines Gastspiel in unsern Kreise zu bitten.“

Die Vestriz glaubte sich verhöhnt zu haben. Als der Bandit aber ganz ruhig hies, lachte sie verneinend. „Die Form Ihrer Einladung war jedenfalls originell, mein Herr!“ rief sie. „Aber Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich in dieser Spielrunde vor Ihnen und Ihrer Bande tanzen werde!“

„Warum nicht?“

„Weil es der Würde einer kaiserlichen Tänzerin widerspricht, sich vor einer Rottzie von Strakenräubern zu produzieren, von denen sie eben erst bis auf das Hemd ausgeplündert worden ist!“

„Madame,“ bemerkte der Bandit ernsthaft, „nach meiner Ansicht wird ein Künstler durch die Ausübung seiner Kunst niemals entwürdigt, ob es nun vor einem Publikum vor Königen oder vor armen Waldbrüdern, wie wir es sind, geschieht. Aber auch, wir haben keine Eile. Wenn Sie heute nicht tanzen wollen, dann vielleicht morgen — oder übermorgen — oder in ein paar Wochen.“

„Das war awel für die Vestriz. „Oh, das ist eine Brutalität! Das ist nicht kaiserlich!“ Jammerte sie. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu erklären, daß ich Ihnen mich hundertmal in diesem Still ein und nun verlangen Sie, daß ich sogar noch für Sie tanzen soll! Mein Herr, wissen Sie, daß der König von Westfalen mir noch in voriger Woche für einen einzigen Tanz 20 000 Franken bezahlt hat! So hoch wird meine Kunst von Kennern amertzt! Und Sie verlangen, daß ich umsonst — noch dazu unter Verlust meines teuer verdienten Eigentums — — — Sie konnte nicht weiter sprechen. Sie brach in Tränen aus, die wirklich echt waren.“

Der Bandit aber schaute ein vernünftiges Gesicht an.

„Also verurteilt Ihnen nur die Honorarfrage Bedenken, Madame?“ rief er. „Nun, darüber läßt sich reden. Was verlangen Sie für Ihre Mitwirkung?“

„Sofort hörte die Vestriz zu meinen auf. „Für jeden Tanz eines meiner geübten Schmuckstücke zurück!“ forderte sie dreist. „Bis hierher mache ich es nicht.“

„Ein leutes Verlangen für uns arme Leute!“

„Nicht zu teuer für die Ehre, eine kaiserliche Tänzerin in einer Privatloire bewundern zu dürfen!“

Der Bandit schüttelte sich vor Lachen. „A la bonheur, Sie verstehen das Geschäft, Madame! Abgemacht!“

„Ehrenwort?“

„Strakend schüttelte die Vestriz dem Banditen die Hand und verabschiedete ihn ihrer bedingungslosen Hochachtung. Dann machte sie sich unverweilt an die Vorbereitungen für ihr Auftreten.“

Und so geschah es denn, daß zur selben Stunde, da im Hoftheater zu Mainz ein flugender Kaiser peregrinisch auf das Erscheinen der berühmten Tänzerin wartete, diese in einer großen, merkwürdig dekorierten Scheune zu einer primitiven Bauernmusik vor einer Versammlung jubelnder Strauchhiebe ihre kunstvollen Pas und Virtuettchen ausübte!

Zweht dreißig Jahre sie an hölzernen Tischen und tranken verblüffende Mengen Weins. Mitten unter ihnen thronte der Schwarzbart und überreichte nach jedem Tanz der strahlenden Künstlerin eines ihrer Schmuckstücke, das diese höflich lächelnd sofort ansetzte. Und je länger solange, bis sie nichts mehr von den Banditen zurückfordern hatte als ihr Karges. Dieses aber fand sie am

nächsten Morgen ungegährt in einer Schatulle vor, die ihr der Schwarzbart zum Abschied überreichte.

Ohne weitere Zwischenfälle gelangte die Vestriz nach Mainz und berichtete dem Kaiser ihre Abenteuer im deutschen Urwalde. Als sie den Namen „Schinderhannes“ erwähnte, sah der mächtige Mann sie neugierig an.

„Wie, Madame, Sie wollen mich glauben machen, daß diese gefährliche Subjekt, namens Schinderhannes Sie so anständig behandelt hat, wie Sie erzählen?“

„Sire,“ sagte sie, „es hat sich genau so zugetragen, wie ich es berichtet habe. Und ich muß sagen, daß ich nicht einmal am kaiserlichen Hofe je einen so nobelen und rücksichtsvollen Banditen getroffen habe, wie diesen Schinderhannes!“

Da nickte der Kaiser keine weiteren Fragen. Er lächelte und entließ die begehrte Tänzerin in Gnaden.

Der wichtige Paneuropäer

Briand-Anekdoten von Annette Roth

Die Lage

„Nun, Herr Präsident,“ fragte ein Abgeordneter, als im Mai 1925 jeder schon fühlte, daß die Lage des Kabinetts Herriot gefährlich war, wenn werden Sie das Kabinett bilden?“

Briand schüttelte den Kopf. „Die Lage ist nicht gut genug, um mich zu locken; sie ist andererseits nicht schlecht genug, als man daran dachte, mich zu berufen.“ Und er ging davon.

(Sistores politiques.)

Minister Zeit

Briand wiederholte häufig: „Wenn man ein Ministerium bilden muß, man immer ein Portefeuille für den größten der Minister reservieren; dem der Zeit.“ Diese Worte haben bei ihm einen tiefen Sinn, sie bedeuten nicht, daß man förmliche Angelegenheiten auf morgen verschieben, sondern im Gegenteil, daß man sich immer mit der Zukunft beschäftigen soll. So wurde am Beispiel des Briand die in Cannes kletterte, später wieder aufgenommen. Briand hatte dies vorausgesehen. So gestattete oft die Annahme einer an sich sterilen Prozedur den Nationen sich wieder zu helfen. So geschah es zum Beispiel während des italienisch-slawischen Konflikts. Während man die Einzelheiten des Falles bestritt, versinnlichte sich die Leidenshaften. „Der Minister Zeit handelt.“ (Cri de Paris, 10. 4. 27.)

Silberne Hochzeit

Aus Anlaß der hundertjährigen Wiederkehr seines Eintritts in das politische Leben erhielt Briand von Lord George folgendes Telegramm: „Glückwünsche zu Ihrer silbernen Hochzeit mit Marianna, und nun auf zur goldenen Hochzeit zu beiderseitigem Glück.“

Der französische Außenminister erwiderte mit folgender Danksagung: „Ich danke Sie für Ihre guten Wünsche; aber Sie werden mir erlauben, daran zu zweifeln, daß Marianna einen so langen Vertrag mit einem so alten Herrn wie mir erneuern möchte.“ (Ja. 8. 5. 27.)

Metaphysik

Während eines Diners neigt sich Briand seiner Tischgenossin zu, die ihm mit Gesprächen über Philosophie aufwartet. „Die Metaphysik“ hat er, „ist die Suche in einem schwarzen Zimmer nach einer schwarzen Kasse, die nicht drin ist.“

Der Sowjetsozialist

Bei einem Diner im Colosse bemerkten die Gäste die betrieblässige Behaglichkeit, mit der Herr Dowagomski, der neue Sowjetsozialist der russischen Sowjetunion, seinen Platz einnahm. Briand bemerkte: „Sehen Sie, wie bran er sich in seiner Ecke verhält, er ist so glücklich, in Frankreich zu sein; vor allem möchte er hier bleiben.“ (Ja. 5. 2. 28.)

Der Sandfuh

Zum Schluß die beste: Als Briand den Madrider Bahnhof verließ, wurde ihm, ohne daß er es bemerkte, ein kleiner Koffer unter den Füßen in den Waggon geschoben. Der Koffer enthielt ein Buch, das Briand dem Buch „Versuch über Briand“ entnommen.)

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oliver Curwood

Coverriecht in Französische Verlagshandlung, Stuttgart.

27 Nachdruck verboten.)

16. Kapitel

Revee behauptet sich

Antang August, es war die Zeit des „Aufsteigenden Mondes“, lehrte Pierrrot von Lac Bain zurück und drei Tage später feierte Revee ihren siebenten Geburtstag. Pierrrot brachte viele Geschenke für sie mit, Bänder für ihr Haar, richtige Schuhe, die sie manchmal anso, so wie sie die Engländerinnen in Nelson Soule getragen hatten und das Glasstück, ein Stück roten Luchses für ein Kleid! In den drei Wintern, die sie in der Schule gemessen war, hatte „Die Reibe“ vielerlei von den Lehrern gelernt. Sie lernte Nähen so gut wie richtig Schreiben, Lesen und Reiten, und manchmal kam sie der lebhaftesten Wunsch an, zu tun, was sie dort getan hatte. So nähte sie fast ohne Unterbrechung drei Tage lang an ihrem neuen Kleid, und an ihrem Geburtstag stand sie beruhigt schon gekleidet vor ihrem Vater. Das Haar hatte sie in glänzenden Rollen und Flechten um den Kopf geschlungen, wie sie es von Nonne, der jüngsten der beiden Engländerinnen, gelernt hatte, und in diese Fülle pechschwarzen Haars hatte sie eine halberblühte, formelrote Feuerblume gesteckt. Zu diesem Haar, dieser Schönheit, dem Glanz ihrer Augen und dem Rot der Lippen und Wangen paßte ganz wunderbar das schöne rote Kleid, das sich um ihre schlanken, runden Formen schmiegte und ganz in dem Stil gehalten war, der vor zwei Wintern in Nelson Soule für modern galt. Das Kleid ging nur bis zum Knie, Revee hatte entweder nicht an die Länge gedacht oder hatte nicht genügend Stoff gehabt, und so kam das Reißerstück ihrer Toilette, wirkliche Strümpfe und die herrlichen Schuhe mit hohen Absätzen, zu besonderer Geltung! Revee war eine Erdbeimung, die den Atem der Waldbrüder zum Stöcken bringen konnte. Pierrrot drehte Revee im Kreise und bewunderte sie von allen Seiten. Er sprach aber kein Wort dabei, sondern lächelte nur. Als sie, von Billo gefolgt, ins Freie hinausging und in den ungewohnten Schuhen etwas hinkte, schwand das Lächeln von seinen Lippen; sein Gesicht wurde kalt und hart.

„Mon Dieu!“ flüsterete er bei einem Gedanken, der ihm wie ein

Sich durchs Herz fuhr. „Sie ist nicht vom Blute ihrer Mutter — non. Sie ist eine Französin. Ja, ja sie ist ein Enkel.“

Es war eine Veränderung in Pierrrot vorgegangen, aber die letzten drei Tage über hatte Revee so tief in der Arbeit, als daß sie das gemerkt hätte. Pierrrot hatte sie auch vor Revee zu verbergen geliebt. Jeht Tage war er fortgewesen und hatte ihr von Lac Bain die freudige Nachricht mitgebracht, daß W'ieu an Flußvergiftung erkrankt war. Als Revee diese Nachricht vernahm, stieß sie in die Hände und lachte vor Glück laut auf. Pierrrot aber wußte, daß es dem Händler wieder besser gehen würde und daß er wieder einmal in ihre Blodhütte am Gros Loon kommt. Und das nächste Mal, wenn — — —

Wenn er daran dachte wurde sein Gesicht grau und hart und seine Augen glühten. Gerade heute, an Revees Geburtstag mußte er daran denken, als ihr Lachen wie die Melodie eines Liedes zu ihm herüberklang. Die! Trotz ihrer siebenten Jahre war sie noch ein Kind, ein kleines Kind! Sie konnte die entsetzlichen Bilder, die in seiner Vorstellung lebten, mit keinem Gedanken ertönen. Und die Angst, sie ein für allemal aus ihren schönen Kindheitsräumen zu weiden, hielt ihn davon ab, ihr die ganze Wahrheit zu sagen, daß sie alles voll und ganz verstanden hätte. Nein, das darf nicht sein. Seine Seele war erfüllt von einer großen,artigen Liebe. Er, Pierrrot Du-Queine, wird sein Kind schon bewachen. Revee soll lachen, singen und springen und nicht von den finsternen Ahnungen wissen, die ihn plagen.

In diesem Tage kam MacDonald, der Kartenzüchter der Regierung, vom Süden her. Er hatte graumeliertes Haar und lachte oft voll und frei aus altem Herzen. Zwei Tage lang blieb er bei Pierrrot. Er erzählte Revee von seinen Töchtern zu Hause und ihrer Mutter, die er verehrte, wie sonst nichts auf dieser Welt, und bevor er wieder seiner Arbeit nachging, machte er eine Aufnahme von „Der Reibe“, wie er sie an ihrem siebenten Geburtstag zum erstenmal erblickte: mit kunstvoll aufgebautem Haar, dem roten Kleid und den Schuhen mit hohen Absätzen. Er nahm die Platte mit und verabschiedete Pierrrot, ihm auf irgendeinem Wege ein Bild zu schicken. So arbeitet das Schicksal auf lustige und schmerzliche Art und Weise, wenn es die Rede des Unheils spinnt.

Wiese stille Wochen folgten für die beiden am Gros Loon nach dieser Zeit. Es waren herrliche Tage für Billo. Anfanglich war er argwöhnisch auf Pierrrot. Nach kurzer Zeit jedoch duldete er ihn und schließlich betrachtete er ihn als zur Blodhütte und zu

Revee gehörend. Revee aber folgte er wie ein Schatten, und Pierrrot beobachtete diese Unähnlichkeit mit großer Behutsamkeit.

„Da! in wenigen Monaten — wenn der dem Herrn Händler an die Reibe prinat!“ murmelte er eines Tages vor sich hin.

Als Billo im September sechs Monate alt war, war er bereits so groß wie Graumopf. Er hatte starke Beine, lange Fingerringe, eine breite Brust und Kiefer, die einen Knochen abmaßten, als ob es nur ein Ast wäre. Die beiden, Revee und Billo, schwammen nun miteinander in dem Teich im Wald und in dem zwischen den Felswänden. Beim erstenmal erschraf Billo, als Revee von dem Felswand in das Wasser hinunterbrang, in das sie Maccaart geworfen hatte, aber schon nach einem Monat hatte sie ihn tauchend gelehrt, und jetzt schwamm er ihr sechs Meter weit unter dem Wasser nach.

Ende August begegnete Billo zum erstenmal Tieren seiner Art, ohne je Wotan oder Graumopf wieder gesehen zu haben. Die Tiere durften Pierrrots Hunde auf einer kleinen Insel in der Mitte eines Sees, drei oder vier Kilometer von der Blodhütte entfernt, frei herumlaufen, und zweimal in der Woche hinauf und Fische für sie. Auf einem dieser Gänge besaßten ihn Revee und Billo. Pierrrot hatte seine lange Peitsche aus Karibbaum mitgenommen, denn er erwartete eine mit Bestimmtheit einen Kampf. Es fand aber keine statt. Billo geleiste sich zu dem Felsdel Hund, fing mit ihnen Fische und versetzte sie mit ihnen. Das gefiel Pierrrot außerordentlich.

„Das wird einen guten Schlittenhund abgeben,“ murmelte Pierrrot. „Es ist wohl am besten, wir lassen ihn eine Woche lang hier bei den andern, Revee.“

Zögernd gab Revee ihre Zustimmung, und während die Hunde noch mit ihren Fischen beschäftigt waren, machten sich Pierrrot und Revee auf den Heimweg. Ihr Mann konnten sie flott machen, noch ehe Billo die List bemerkte; dann sprang er, aber auf einem ihm ins Wasser und schwamm ihnen nach, und „Die Reibe“ half ihm ins Boot.

In den ersten Tagen des September brachte ein vorbeistreichender Indianer Nachricht von Bush Maccaart. Der Händler sei ernstlich krank gewesen und an der Flußvergiftung einnabe gestorben. Jetzt gehe es ihm aber wieder auf. Mit dem ersten Herbstfrost aber Revee jetzt noch nichts von dem woran er denken mußte.

(Fortsetzung folgt.)